

General-Anzeiger

Bergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Bergisch-Märkische
Zeitung

Verlag W. Girardet, Wuppertal-Eibfeld

Nr. 176 — 56. Jahrgang

Donnerstag 30. Juli 1942

Einzelpreis 15 Pfg.

Proletarskaja im Sturm genommen

Schnelle Division vernichtete 68 Sowjetpanzer / Sowjetischen Truppen im großen Don-Bogen der Rückweg abgeschnitten / Birmingham wurde erneut angegriffen

Die aus dem Führerhauptquartier, 30. Juli. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Südlich Rostow versorgen Verbände des Heeres und der Waffen-SS in teilweise harten Kämpfen mit feindlichen Nachhut den weichen Feind. Südlich des Salzflusses nahmen schnelle Truppen die Stadt Proletarskaja im Sturm und unterbrachen an mehreren Stellen die letzte große Eisenbahnverbindung zwischen dem Kaukasusgebiet und der übrigen Sowjetunion. Hierbei zeichnete sich eine brandenburgische Panzerdivision besonders aus. Bei der Abwehr feindlicher Entlastungsangriffe vernichtete eine württembergisch-badische schnelle Division am gestrigen Tage in erbittertem Kampf 68 zum größten Teil schwere Panzer.

Starke Kampffliegerverbände unterstützten nach erfolgreich durchgeführter Luftaufklärung die Angriffe des Heeres. Im großen Donbogen wurde feindlichen Kräften der Rückzugsweg nach Osten abgeschnitten.

Im Raum von Woronesch verlor der Feind gestern 18 Panzer. Im mittleren Frontabschnitt und südlich des Flusses finden in schwierigem Gelände erfolgreiche örtliche Kämpfe statt.

Im hohen Norden wurden bei Luftangriffen die Verpflegung- und Werkanlagen bei Murmansk sowie ein großes Truppenlager westlich der Kolabaht schwer getroffen.

Im Schutze starker Bewölkung durchgeführte Tagesangriffe einzelner britischer Bomber auf Städte des Rheinlandes hatten nur geringe Wirkung. In der vergangenen Nacht griff ein britischer Bomberverband einige Orte der Saarpfalz, vor allem Wohnviertel der Stadt Saarbrücken an, wobei u. a. das Gau-



theater völlig zerstört wurde. Die Zivilbevölkerung hatte Verluste. Sieben der angreifenden Flugzeuge wurden abgeschossen, zwei andere durch Einheiten der deutschen Kriegsmarine über der Deutschen Bucht zum Absturz gebracht.

An der Ostküste Englands erzielte ein Kampfflugzeug am Tage Bombenerfolge in den Werkanlagen eines Rüstungsbetriebes. Stärkere Kräfte der Luftwaffe griffen in der Nacht zum 30. Juli erneut Birmingham an. Durch Ausflüge wurden in den heutigen Morgenstunden zahlreiche ausgedehnte Großbrände festgesetzt.

Vor der niederländischen Küste versenkten Vorpostenboote vier von zehn angreifenden Kanonen-Schnellbooten und schossen ein anderes in Brand. Der Feind brach das Gefecht ab.

nach Vernichtung von 29 Panzern abgewiesen wurden. Von diesen Panzerabschüssen entfielen allein zehn auf die Bedienung einer einzigen Panzerabwehrkanone. Unter den 781 feindlichen Panzerkampfwagen, die im Verlauf der Verteidigungskämpfe bei Woronesch vernichtet wurden, befinden sich 117 Panzer modernster Bauart, die von einer brandenburgischen Sturmgeschützabteilung vernichtet wurden.

Nordwestlich Woronesch wurden vereinzelte schwächere Vorstöße der Bolschewiken abgewiesen. Die Zahl der in diesem Kampfraum eingebrachten Gefangenen hat sich weiter erheblich erhöht; bei der Zerschlagung feindlicher Panzerkorps hatten Sturmgeschütze einen besonderen Erfolg. Die bolschewistischen Angriffsbewegungen wurden durch Aufklärer rechtzeitig erkannt und in rollenden Angriffen von Kampf- und Sturmgeschützabteilungen bekämpft. Dabei wurden 18 bolschewistische Panzerkampfwagen vernichtet.

Im mittleren Abschnitt der Ostfront gewann am Dienstag ein deutscher Infanterie-Angriff gegen einen feindlichen Widerstand an Boden. Ein Höhenplateau und mehrere stark befestigte Stützpunkte wurden im Sturm genommen. Einige feindliche Panzer wurden bei der Abwehr von Gegenstößen abgeschossen.

Mussolinis Dank an den Führer

Berlin, 30. Juli. Der Duce hat dem Führer für die Geburtstagswünsche mit folgendem Telegramm gedankt:

„Zuversichtlich Dank, Führer, für Ihr Telegramm zu meinem Geburtstag. Ich möchte mit den freundschaftlichen Gefühlen die Wünsche erwidern, die Sie zum Ausdruck brachten. Schulter an Schulter werden wir fortfahren, gemeinsam zu kämpfen als treue und redliche Kameraden. Mussolini.“

Fernblick ins Feindlager

Von unserer Berliner Schriftleitung

BS. Berlin, 30. Juli. Die Vorgänge im Feindlager stellen zur Zeit eine unfreiwillige Parallele zu den Vorgängen in Indien dar, wo man die nationale indische Opposition durch Freilassung und Einsatz der Kommunisten zu neutralisieren versucht. Es sind augenblicklich Bestrebungen im Gange, einen einheitlichen Oberbefehl, selbstverständlich unter amerikanischer Führung, einzuführen, für den, wie bereits gemeldet, der amerikanische General Marshall genannt wird. Daneben läuft bald verstärkt, bald abgeschwächt die Agitation um die Errichtung der viel zitierten zweiten Front. Die zweite Front soll bekanntlich die Sowjets im Osten entlasten, während die Londoner Nachrichtenagentur unterdessen von der „dritten großen Krise der Weltgeschichte“ spricht. Wenn man sich also darüber klar ist, daß die Lage der Kriegsverwickelten an der Ostfront eine regelrechte Krise darstellt und infolgedessen schnelles Handeln in größter Stille erforderlich wäre, dann wirkt es um so sonderbarer, wenn beispielsweise die „New York Times“ berichtet, es werde zur Zeit nur noch der Zeitpunkt und der Angriffsort für die zweite Front besprochen.

Zeitpunkt und Ort? Die Klarheit über diese beiden Momente sind schließlich die wichtigsten Grundlagen — sofern man überhaupt entschlossen ist, etwas Nachdrücklicheres als nächtliche Klein-Expeditionen auf Summisen und mit geschwätzten Gesichtern zu unternehmen. Gleichzeitig aber spricht man in Washington davon, daß der Plan einer zweiten Front „aufgegeben oder noch wahrheitsgemäßer für ein späteres Datum zurückgestellt“ worden sei. Marshall und Litchenow, die schon seit Tagen in den Außenministerien Londons und Washingtons ein- und ausgeben, um einen verstärkten Druck auszuüben, müssen also in ihren Berichten nach Moskau einen Gieranz in dem Sinne aufwiegen: Die zweite Front kommt ... die zweite Front ist verschoben.

Diese offensichtliche, auf Nationalität beruhende Unsicherheit wird in keiner Weise geändert durch die geheimnisvoll tuenden Beratungen und Andeutungen in London und Washington, die den Anschein zu erwecken bestimmt sind, als ob es sich bei der „Invasion“ in Europa nur noch um Stunden handeln könne. Das Ganze läuft natürlich auf die immer mühseliger und immer fruchtloser werdenden Bemühungen hinaus, bei den Sowjets gut Wetter zu machen. In dieses schwierige und heikle Kapitel gehören natürlich auch die Versuche, den Moskowitern die Meinung beizubringen, daß die kommunistische Partei in England und USA nunmehr völlige politische Freiheit habe. Das sollte u. a. durch die großen Kommunisten-Rundgebungen in London und Washington in den letzten Tagen unterstrichen werden. Es ist in diesem Zusammenhang immerhin bemerkenswert, daß die kommunistische Partei in England dieses Jahr noch mit 20.000 eingeschriebenen Mitgliedern begann und in den vergangenen sieben Monaten immerhin auf 55.000, also fast auf das Dreifache zugenommen ist, ebenso, daß bei der kommunistischen Demonstration auf dem Londoner Trafalgar Square zahlreiche Offiziere und Soldaten als Teilnehmer bemerkt wurden. Daß dabei das kommunistische Blatt in England, der „Daily Worker“, nach wie vor verboten ist, hat nichts zu sagen, weil die Kommunisten zahlreiche Verfehlungen — verboten oder nicht verboten — verüben lassen, ohne daß man sie daran hindert.

Das ähnliche Bild ergibt sich für Amerika, wo die Kommunisten in New York am gleichen Tage der bolschewistischen Rundgebung in London mit rund 100.000 Mann aufmarschierten und eine Fete für den von Roosevelt aus dem Gefängnis entlassenen Browders veranstalteten. Unser Volk muß politisch betrunken sein, denn sonst könnte es die Freilassung Browders aus dem Gefängnis mit der Begründung, das trage zur Stärkung der nationalen Einheit bei, nicht hingenommen haben“, schreibt dazu „New York World Telegram“. Aber das sind vereinzelte Stimmen, die auf die Haltung der Regierung so wenig Einfluß haben, wie die gelegentlichen Warnungen aus Londoner Kreisen gegenüber der bolschewistischen Linie der Regierung Churchill.

Daß man sich auch in den USA über den Ernst der Krise an der Ostfront klar ist, zeigt beispielsweise die große Zeitschrift „Life“. Sie gibt eine kurze Uebersicht über die bisherige Serie der großen deutschen Siege im Osten und erklärt, daß, was sich dort in den letzten Wochen ereignet habe, sei ohne Gleichen. Damit stellt die Zeitschrift also die militärische Bedeutung der deutschen Siege dieses Jahres noch über unsere Erfolge im vergangenen Jahr an der Ostfront. Wenn dabei gleichzeitig die amerikanische Agitation mit wilden Zahlenphantasien über angebliche Kriegsproduktion, über Lieferungen nach England und an die Sowjetunion, über die Entsendung amerikanischer Streitkräfte nach Nord-Irland usw. und vor allem über den Umfang der kommenden Kriegsproduktion in gleicher Stärke anhält, so braucht man demgegenüber nur die Bemerkung des amerikanischen Generals Sunnerwell zu zitieren, der erklärte, es sei ein Unding, die gewaltige Schlacht mit Waffen gewinnen zu wollen, die erst in Zukunft verfügbar sein würden.

In London soll sich unterdessen eine Gruppe von Unterhausmitgliedern verschiedener Parteien zusammengefunden haben, die es reichlich unbefriedigend finden, daß das Parlament durch einen

Vormarsch durch das Kuban-Gebiet

Flußlauf südlich Rostow in seiner ganzen Länge in deutscher Hand / Nur schwächere feindliche Vorstöße bei Woronesch

Berlin, 30. Juli. Zu den erfolgreichen Kämpfen am Don teilt das Oberkommando der Wehrmacht mit: Bei der Erweiterung des Brückenkopfes Rostow nach Süden gewonnen die deutschen Truppen am 28. Juli einen Flußlauf in seiner ganzen Länge bis zu dessen Einmündung in das Asowsche Meer. Eine Kanonenbootflottille der Bolschewiken, die in hoher Fahrt aus dem Don-Delta ins offene Meer auszulauern versuchte, wurde durch deutsche Kampfflugzeuge versenkt. Drei Kanonenboote wurden durch Bombentreffer versenkt, zwei weitere schwer beschädigt.

Südlich des unteren Don überwandene Infanterie und motorisierte Verbände die durch eine Dammbrücke überflutete Kanalschleife und drangen in das Kuban-Gebiet ein. Durch die Luftwaffe unterstützt, führten schnelle Truppen einen stark befestigten Stützpunkt südlich des Kanalschleife und nahmen einen befestigten Höhenzug. Dieser Angriff in glühender Sommerhitze stellte hohe Anforderungen an die deutschen Soldaten, zumal das Angriffsziel gegen stilles Artilleriefeuer aus überhöhten Stellungen erreicht werden mußte und dabei die eigenen schweren Waffen über zehn Kilometer weit im Mannschafszug vorwärts zu bringen waren.

Das Ueberschreiten dieses Flußabschnittes wurde durch Zerstörerflieger erleichtert, die in Tiefangriffen das Feuer der feindlichen Batterien niederhielten. Gleichzeitig belegten Kampfflugzeuge die zurückweichenden feindlichen Kolonnen und den Eisenbahnverkehr in diesem Raum wirksam mit Bomben.

In dem Kampfabschnitt zwischen Don und Salz wurde durch deutsche Panzertruppen ein Gegenstoß feindlicher Panzer abgewehrt und dabei zehn bolschewistische Panzerkampfwagen abgeschossen.

Im weiteren Vordringen nahmen die deutschen Kampfgruppen zwei sehr befestigte Ortschaften und brachten außer zahlreichen Gefangenen sechs schwere Panzerabwehr-Geschütze mit ihren Zugmaschinen als Beute ein. Bei diesen Kämpfen

mit den deutschen Truppen Schulter an Schulter kämpfende rumänische Infanterie-Division. Kampffliegerverbände unterstützten den Kampf des Heeres durch wirksame Luftangriffe auf feindliche Feld- und Artilleriestellungen.

Bei den erfolgreichen Kämpfen im großen Don-Bogen wurden, wie das Oberkommando der Wehrmacht mitteilt, weitere Gefangene eingebracht. Eine sächsische Panzerdivision, die kürzlich ihren 1000. Panzerabschluß im bisherigen Kriegsverlauf meldete, erhöhte bei diesen Kämpfen die Zahl der von ihr im Stiefzug eingebrachten Gefangenen auf über 100.000.

Am Brückenkopf Woronesch führte der Feind am Dienstag nur schwächere Vorstöße, die



Der Führer in seinem Hauptquartier im Gespräch mit Generaloberst Schmidt, dem Oberbefehlshaber einer Panzerarmee.

ge, bitte, dieß bla
Hans Koller se
e ich es meine.

Wo steckt der rumänische Staatschatz?

Ein Geheimnis verbirgt sich im Kreml in Moskau

MS. Bukarest, 29. Juli. (Eig. Bericht.) Die Frage nach dem Verbleib des rumänischen Staatschatzes, der im ersten Weltkrieg aus Bukarest weggeschafft wurde, hat die rumänische Öffentlichkeit von jeher beschäftigt. 25 Jahre ist es her, daß Milliardenwerte verschwunden sind, die man dem zaristischen Rußland anvertraut hatte, und über die die bolschewistische Sowjetunion den gleichen Fehler beging, wie über alles, was in den Augen des Europäers Raub und Ermordung hätte bedeuten können. Es knüpft sich schon manche Legende an diesen entliehenen Besitz des rumänischen Staates, dessen Vorhandensein oder Verschwinden aber mit dem Zusammenbruch des Sowjetregimes offenbar werden muß.

Eine glatte Erklärung stellt jedenfalls die Behauptung des englischen Hauptmanns George Hill dar, der in seinem im Jahre 1933 erschienenen Weltkriegs-Erinnerungsbuch „Mein Leben als Spion“ erzählt, wie er als Begleitoffizier den rumänischen Staatschatz auf einer abenteuerlichen Fahrt neun Tage hindurch von Moskau nach Jassy gebracht habe und wie dabei auf rumänischem Boden bei der Ankunft in Jassy 250 Baggagekarren und eine Kavallerieabteilung den Transport hätten beschützen sollen. Dieser Transport sei, wie er behauptet, durch Rußland während des Bürgerkrieges sozusagen ohne Bedeutung möglich gewesen. Einen wahren Kern hat diese Aussage des britischen Offiziers insofern, als tatsächlich rumänische Banknoten von den Russen nach Jassy zurückgeschickt wurden, während sie das Gold der Nationalbank und die Juwelen der Königin Maria in Moskau behielten. Seither fehlt jede Spur davon.

Und wie kam das? In naiver Vertrauensseligkeit — so berichtet die Bukarester Zeitung „Natiua“ — hatte der damalige russische Finanzminister am 11. Dezember 1916 dem Gouverneur der rumänischen Nationalbank versichert, daß er den Goldbestand „in aller Ruhe“ nach Moskau schicken könne, nachdem außer dem Angebot von Petersburg einen Sonderzug mit starker Begleitmannschaft zu stellen, auch der General der Jaren in Bukarest, General Mosoloff, sich verpflichtet habe, ein entsprechendes Protokoll im Sinne der rumänischen Wünsche zu unterzeichnen, das die Sicherheit des Transports „hin und zurück“ und die Sicherheit der Unterbringung des Staatschatzes in den Stahlfammern des Kremls gewährleisten sollte.

Freilich, noch gab es damals den Jaren. Aber mußte — so fragt das rumänische Blatt — eine verantwortliche Führung sich nicht schon damals Rechenschaft darüber abgeben, daß das Regime im damaligen Rußland auf tönerne Füßen stand, daß es im weiten Reich zu gären begann und die Revolution ihre ersten Schatten warf? In der Panikstimmung jener Zeit wurden in drei Tagen 17 Waggons verpackt: Goldbarren und Münzen im Werte von rund 314,5 Millionen Goldlei — der seit 1880 bis Weltkriegsbeginn mühsam erarbeitete Schatz der rumänischen Nation —, dazu Schmuckstücke der Königin Maria im Werte von rund sieben Millionen.

Anfang Januar 1917, so berichtet das Blatt weiter, landete die goldene Last in Moskau an, sie wanderte in die Gewölbe des Kremls, wo sie sozusagen praktisch begraben wurde. Es war eine besondere Ironie des Schicksals, daß die rumänische Nationalbank kurz darauf in ihrer Generalversammlung die Hilfsbereitschaft der russischen Regierung rühmte und ihr protokollarisch den Dank dafür zum Ausdruck brachte, daß der rumänische Staatschatz im Kreml endgültig sichergestellt sei.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Während die Regierung des Jaren die Aufbewahrung und Ubergabe des Staatschatzes garantierte, trieb das Regime selbst schon dem Zusammenbruch entgegen. Und trotzdem ging noch ein zweiter Transport nach Moskau ab, der 1917 in 24 Waggons den Rest des Goldbestandes und der übrigen

Werte der Nationalbank, dazu Bargeld, Schmuckstücke, wertvolle Gemälde und andere Kunstgegenstände nach Moskau brachte, deren Wert sich auf insgesamt rund 9 1/2 Milliarden Goldlei belief. Dieser zweite Transport konnte stattfinden, nachdem schon Regimenter der Jarengarde zu den Revolutionären übergegangen waren, nachdem eine provisorische Regierung in Rußland die Gewalt ergriffen hatte und nachdem der Zar am 21. März 1917 verhaftet worden war.

Das war das Ende des Staatschatzes — oder sollte er, so fragt sich die rumänische Öffentlichkeit, noch einmal zu finden sein?

Auslanddeutsche helfen Volksdeutsche

Preßburg, 29. Juli. Das volksdeutsche Dorf Meierhöfen in der Zipser deutschen Sprachinsel (Slowakei) wurde Anfang Juni von einer

Brandkatastrophe betroffen, bei der sämtliche Häuser des Dorfes abbrannten. Sofort nach Bekanntwerden des Unglücks gingen unangefordert zahlreiche Spenden beim Landesgruppenleiter der Auslandsorganisation der NSDAP in der Slowakei für die obdachlos gewordenen Familien ein. Der Landesgruppenleiter konnte jetzt als Zeichen der Verbundenheit dem Volksgruppenführer 50.000 Kronen für die Meierhöfener übergeben.

600 Amerikadeutsche lehrten heim

Warnemünde, 29. Juli. Im Rahmen der vom Auswärtigen Amt durchgeführten Heimkehraktion aus Amerika trafen am Mittwoch etwa 600 Deutsche aus den mittelamerikanischen Staaten in Warnemünde ein und erreichten dort erstmals deutschen Heimatboden. Zum Empfang hatten sich die drei Warnemünder Ortsgruppenleiter als Hobbyschützen der Partei eingefunden. Die NS-Frauenenschaft und Helferinnen des Deutschen Roten Kreuzes übernahmen die Bewirtung der Heimkehrer. Anschließend berichteten

43,8 Mill. RM. bei der Hausammlung für das Deutsche Rote Kreuz

Berlin, 29. Juli. Die überwältigenden Leistungen und Erfolge unserer Soldaten an der Front verpflichten auch die Heimat zu größeren Leistungen. Daß sich die Heimat ihrer Pflicht bewußt ist, hat die am 12. Juli durchgeführte zweite Hausammlung des Kriegshilfsdienstes für das Deutsche Rote Kreuz erneut bewiesen. Ihr vorläufiges Ergebnis beträgt 43.867.286 Reichsmark. Die gleiche Sammlung des Vorjahres hatte ein Ergebnis von 36.707.456 RM., so daß eine Zunahme von 7.159.830 RM., das sind 19,51 Prozent, zu verzeichnen ist.

Mit dieser gewaltigen sozialen Leistung hat die Heimat eine enge Verbundenheit mit der Front und ihren unerschütterlichen Glauben an den Endieg wieder einmal bekundet.

Die Heimkehrer von der zunehmenden Summe und Lebensmittelpressung in Amerika, wieder andere von den Ereignissen in den Konzentrationslagern, in denen sie teilweise wie in Zuchthäusern eingesperrt waren. Einige Rückwanderer haben ihre Familienangehörigen noch drüben und wissen nicht, wo sie geblieben sind. Der Transport ging von Warnemünde nach Stettin.

Ritterkreuzträger Hauptmann Kühl fand den Fliegertod

Berlin, 30. Juli. Der Ritterkreuzträger Hauptmann Kühl, Gruppenkommandeur in einem Kampfgeschwader, starb am 22. Juli im Osten des Fliegertods.

Als Sohn eines Briefträgers am 6. März 1909 zu Wiesdorf bei Oldenburg geboren, trat Hermann Kühl 1928 als Polizeianwärter bei der Polizeischule Kiel ein, wurde nach Verweigerung als Hilfslehrer an der Polizeischule Trepow 1935 zum Leutnant der Landespolizei befördert und kam noch im gleichen Jahre zur Luftwaffe. Als Staffelfeldkapitän nahm er mit Auszeichnung am Polenfeldzug, am Kampf in Norwegen, Holland und Belgien sowie an den Einsätzen gegen Frankreich und England teil. Für die dabei erzielten großen Erfolge wurde ihm schon am 21. November 1940 das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

Als leuchtendes Beispiel mannhaften Mutes und vorbildlicher Einsatzbereitschaft, wodurch er mitreißend auf seine Befahungen wirkte, wird Hauptmann Kühl in der deutschen Luftwaffe fortleben.

Die „Westliche Hemisphäre“

Colin Ross betrachtet die USA

Der Verfasser dieses interessanten Buches kann von sich sagen, daß er die USA besser kennt als die meisten Europäer, ja die meisten Amerikaner. Zwei Umstände berechnen zu dieser Meinung: einmal das Lebensjahr Colin Ross', das ihn in nun mehr als fünf Jahrzehnten von Pol zu Pol über unsere Erde geführt hat — und zwar nicht als Bergsteiger oder Zirkusreisenden, sondern als scharfsichtigen Betrachter, der seine Reisepläne zweckmäßig nach den großen politischen Kräftespielen des Globus entwarf und durchführte und stets bemüht war, dort, wo er für längere oder kürzere Frist anwesend war, das Wesentliche aus der Fülle der Erscheinungen herauszulösen und darzustellen. Und zum zweiten der wiederholte, teilweise langjährige Aufenthalt in den USA, der ihm beispielsweise Chicago fast zu einer zweiten Heimat werden ließ, ihm vor allem aber ermöglichte, durch Vergleich verschiedener Zeitechniken der Entwicklung nachzugehen.

Die Frucht dieser langen und sorgfältigen Studien legt Colin Ross nun in dem Buch vor, dessen Gesamtziel nicht nur der Inhalt treffend wiedergibt, sondern auch darlegt, welcher Schluß aus den Beobachtungen in den USA zu ziehen ist. Das Buch ist abgeschlossen, bevor im Pazifik die Geschäfte sprachen — und die Einbeziehung Roosevelt-Amerikas in den zweiten Weltkrieg ist gleichsam der logische Schlupfwinkel, der hinter das Ganze zu setzen ist. Colin Ross hat seiner Darstellung eine Reihe von Auffagen unverändert eingefügt, die in früheren Jahren entstanden sind; sie alle lassen schon ahnen, daß der Beherrscher der USA sein Land in die große Katastrophe führen würde. Diesem Roosevelt war der Begriff der „Westlichen Hemisphäre“ nichts als der Ausgangspunkt seines auf einen amerikanischen Weltimperialismus ausgerichteten Strebens. Nur aus diesem Blickwinkel ist die unheilvolle Politik dieses Mannes, der der Welt so viele Rätsel aufgegeben hat, zu verstehen; er schuf sich seine „Westliche Hemisphäre“ als absolute Herrschaftsdomäne, von der aus er die gesamte politische Erde „amerikanisch“ zu machen trachtete. Auf Grund dieser nicht anders als krankhaft zu bezeichnenden Ueberzeugung des politischen Geltungsbedürfnisses sah er die sich in Europa vollziehende Neugestaltung als feindlich und besonders den Nationalsozialismus als „Bedrohung“ an. Wie er die pazifistischen Amerikaner dazu brachte, ihm auf diesen verhängnisvollen Wegen zu folgen, wie er darauf ausging, den mißlungenen Versuch einer inneren, auf das Wirtschaftliche beschränkten „amerikanischen Revolution“ durch die Flucht in die Weltpolitik

wettzumachen: dem wird in diesem Buch an Hand vieler Einzelheiten mit überzeugender Deutlichkeit nachgegangen.

Dabei beschränkt sich Colin Ross aber keineswegs auf eine Darstellung der Politik des krankhaften Ehrgeizlings Roosevelt, den er mit Recht einmal einen „berühmten Diktator“ genannt hat; er läßt uns viele soziale, wirtschaftliche, religiöse, rassische, geschichtliche und geographische amerikanische Grundtatsachen und Entwicklungen erkennen, die in ihrer Summe das Wesen der USA und ihrer Bewohner ausmachen und den trassen Gegensatz umreißen, der die „Westliche Hemisphäre“ von Europa unterscheidet. Die zahlreichen Abbildungen, die der Verfasser sorgfältig dem Zweck der Gesamtdarstellung eingeordnet hat, bilden eine ausgezeichnete Untermauerung des Textes.

Colin Ross verzichtet bewußt auf Prognosen und Ausblicke in die Zukunft; dennoch ist dieses Buch ein wertvoller Schlüssel für den Sinn der großen Auseinandersetzung mit Roosevelt und reinem Amerika, in der wir stehen, und deren Fortgang und Entwicklung wir mit um so größerer Zurechtfindung entgegengehen können, als inzwischen die Schwächen der „Westlichen Hemisphäre“ durch die militärischen Ereignisse eindeutig an den Tag gekommen sind.

Hans Chr. Meyer.



Pak brach Widerstand der Sowjets in Rostow. Bolschewisten, die sich in den Erkern der Häuser und in Schlupfwinkeln festgesetzt hatten, wurden hier mit Einsatz von Pak-Geschützen bekämpft.

PK-Kriegsberichtler Lehrer (Atl) (Sch)



(33. Fortsetzung)

XXVII.

Am anderen Morgen beim Frühstück im Hotel der kleinen Stadt.

Jochen und Isabel waren schon da und warteten auf Herta.

Der Hotelpage kam mit einem Brief und reichte ihn Isabel. Sie las dann stumm Seite auf Seite. Jochen hatte aufgehört zu frühstücken und sah auf Isabels Gesicht, als könne er da alles ablesen.

Herta schrieb:

Meine gute Isabel! Es ist spät in der Nacht und Ihr musiziert über noch mit dem Professor. Bin ich furchtbar unanständig, Isabel, wenn ich Dir schreibe, daß ich mit dem ersten Zug nach Berlin fahre? Aber wir sehen uns ja wieder! Es ist nur so, ich muß einem Menschen helfen. Sonst zerbricht er. Es ist Hans Keller.

Wärest Du nicht erschienen, damals im Krankenhaus — wie weit liegt das! — und hättest mich herausgenommen, ich hätte keinen Lebenswillen mehr gehabt. Nun aber, nach den Tagen der Ueberfahrt und den Tagen wieder in der Heimat weiß ich es: mein Gefühl für Clem ist ausgebrannt, richtig ausgebrannt! Aber das Zeitliche ist es nicht, nicht leer in mir aus. Du wirst lächeln über mich, Isabel, wenn ich weislich werde, aber sieh einmal: Sind die Gefühle zu Menschen in unserem Leben nicht wie die Blumen im Garten? Jede hat ihre Jahreszeit, ihre Blüte und ihr Verwelken. Und sie wachsen nebeneinander her. Wie üppig der Flieder da steht, hoch über allen! Und doch, wenn er verwelkt, kommt eine neue, kleine, zuerst unscheinbare Pflanze aus dem Erdbreich. Sie hat dieselbe Berechtigung zum Licht wie die großen. Nur blüht sie auf, wenn andere fortmüssen. Entschuldige, bitte, diese blumenreiche Bild. Aber Du hast ja Hans Keller selbst kennen gelernt und weißt, wie ich es meine. Und dennoch, Isabel, ich

möchte die Leiden drüben nicht missen. Sie machen einen erwachsen. Man verliert die Illusionen drüben.

Und jetzt, heimgekehrt, fühle ich, daß der Sinn meiner ganzen Fahrt darin bestand, heimzulehren! Nur der, der einmal draußen war, fühlt ganz, was es heißt, zu Hause zu sein. Und man kann so viel schaffen hier, es gibt so viel zu tun. Deutschland ist das Land, das eben erst entdeckt wurde! Hier müssen wir Pioniere sein.

Griß mir den Jochen! Er ist ein Stüd Jugend geworden. Wir werden uns bald wiedersehen. Epateiens bin ich zu Deinem Konzert da, Isabel. Wo war es, in Schwetzingen oder in Rastatt? Ich schreib' dir gleich aus Berlin. Ich muß mir erst die Absätze schief laufen, — für Keller. Aber ich tu's ja gern, Isabel.

Deine ganz und gar nicht unglückliche Herta.

Isabel legte den Brief lächelnd nieder. „Was schreibt sie?“ drang Jochen in sie. „Wo ist sie hin?“

„Wir werden sie bald wiedersehen“, sagte Isabel. „Aber sie wird dann nicht mehr allein sein.“

Er fragte nicht mehr. Der junge Tag war voller Sonnenhelle.

Sie entschlossen sich, eine Wanderung die erste anschwellige Hügelkette des Schwarzwalds entlang zu unternehmen. Er begann ja gleich hinter dem Städtchen.

„Ich weiß jetzt auch eine Ideallösung für das Bild“, sagte Jochen unterwegs, nachdem sie über alles mögliche gesprochen hatten, so, als sei das eigentlich Wesentliche eben nicht zum Besprechen da.

„Und?“

„Du hast es doch dem pfiffigen Fulschmied für das Doppelte abgekauft, für zwölfhundert Mark, und ich bin großzügiglicherweise von meinem Vorlaufsrecht zurückgetreten.“

„Wie, wenn wir nun Clem mit seinen 35 Prozent uns aus dem Kopf schfüßen? Wie, wenn das Bild weder dir noch mir gehören würde?“

„Sondern? Wem sonst?“

„Uns! Uns beiden zusammen!“

Sie waren stehen geblieben. Er ergriff Isabels Hand. Sie schloß die Augen wie gestern, als der Wind die Lichter ausgeblasen hatte und sie immer weiter ging die Ruft. Sie wußte nicht: war sie es, die spielte, oder war sie nur

das Instrument, auf der ein anderer, Stärkerer spielt?

Es kamen Leute, und sie mußten gestillet nebeneinander hergehen und wieder über das Bild sprechen.

„Ich lasse es nicht aus Deutschland fort“, sagte Jochen, „und wenn es vielleicht auch kein ganz echter Botticelli sein sollte“ — es fiel ihm schwer, dies zuzugeben — „so ist es doch ein Kunstschatz. Und Kunstschätze soll man nicht aus dem Lande lassen. Du mußt also schon hierbleiben, wenn du es öfters ansehen willst!“

„Das will ich“, sagte sie. „Und blühte voll zu ihm hin.“

Während dieses Spazierganges blieben sie noch öfters stehen.

Ganz unten in der Ferne hätten sie, wären sie aufmerksam gewesen, einen Eisenbahnzug, winzig wie ein Spielzeug, in der Ebene verschwinden sehen. Aber sie waren glückliche selbstsüchtige Kinder, die kein anderes Spielzeug bräuchten als sich selbst. Jung waren sie und hatten darum recht. Die Vögel des Waldes bestätigten es ihnen singend, das Moos unter ihren Füßen war weich, und die Sonnenstrahlen, die zwischen den Bäumen hervorstrahlten, umgaben ihre Gesichter mit einem Leuchten, in dem sie wuchsen, größer, erwachsener und dabei glücklicher wurden.

„Nun hat also das andere Leben begonnen“, sagte Isabel leise. „Nun bin ich nicht mehr einfach sehnsüchtig und dumm.“

„Zu zweit ist man immer klüger“, meinte Jochen.

Er lachte, und sie strich ihm das Haar aus der Stirn.

„Und wenn wir dann beide studieren und üben, daß es uns ganz schwindig vor Augen wird, — du die schönen Töne und ich meine tranken Mitmenschen — dann haben wir eines Tages...“

„Eines Tages...“, sagte sie. Und darüber fielen sie in Nachdenken.

„Jedenfalls bleibt das Bild in der Familie“, schloß Jochen.

Isabel legte ihren Kopf in seinen Schoß. Es war in einer farnbestandenen Richtung im Wald. „Ein Märchenwald“, sagte sie.

„Märchen ist alles“, sagte er. „Man muß nur die Augen dafür haben. Die meisten Leute sehen durch Brillen, ohne sie zu tragen. Es gibt harte, nüchterne Märchen und kleine, sanfte Märchen, in

denen nicht viel geschieht. Für welche Art bist du?“

„Ich bin für die Märchen, die nicht zu grau-ig und ernsthaft sind, wo einem das Herz an-genehm, aber nicht zu laut schlägt beim Anhören.“

„Ich auch“, sagte Jochen. „Aber die meisten Leute wollen grobes Zeug.“

„Welch ein Glück für uns, daß unsere Ge-schichte uninteressant ist“, sagte Isabel. „So miß-gönnt sie uns niemand.“

„Und wir“, sagte Jochen, „erzählen sie nie-mandem weiter.“

Er verdunkelte ihr die Sonne mit seinem Ge-sicht etwas. Denn er hatte sich über sie gebeugt. Seine Lippen legten sich langsam auf die ihren und ließen sie nicht wieder los.

XXVIII.

Das Ausmaß Berlins erschreckte Herta nicht. Nach Buenos Aires kam ihr die Viererhalb-Millionenstadt mit den fastig grünen Baun-reichen in jeder Straße und den vielen freund-lichen Parkanlagen fast bekannt vor.

Herta wußte, warum sie nach Berlin fuhr. Von hier aus konnte sie Hans Keller am besten nützlich sein, — und damit auch sich selbst.

Doch die ersten beiden Tage brachten nur Ent-täuschungen. Die in dem alten Rotzbuch Verzeich-neten, Kellers Verwandte und Freunde, waren entweder gestorben oder „unbekannt verzogen“, wie man ihr auf ihre Fragen uninteressiert mit-teilte. Nun, sie war ja das herumlaufen und Suchen gewohnt. Es schien wirklich so, als solle Hans Keller aus seiner Verschollenheit nicht er-löst werden. Aber sie verlor den Mut nicht.

Eine Anschrift hatte sie noch. Es war die des Leutnants Karl Windt, das heißt „damals“ war er Leutnant gewesen, anno 1918, als sie sich im Schützengraben das letzte Mal gesehen hatten. Da hatte Leutnant Windt auf einem Stüd heraus-gerissenen Papiers die Adresse seiner Mutter aufgeschrieben, die in einem Vorort Berlins, draußen in Zehlendorf wohnte. „Wenn ich fallen sollte“, hatte er zu Hans Keller gesagt, „dann geh' zu meiner Mutter, ja?“

Herta saß in einer stilligen Telefonzelle und suchte nach dem Namen Windt. „Windt... Windt... ja, da steht: Karl Windt, aber er ist kein Leutnant, sondern Oberst. Herta zögert, dann aber kann sie sich nicht entschließen, an-zurufen. Ferngespräche haben etwas Rades, Endgültiges. Am Telefon kann man viel eher lügen und Ausflüchte machen. (Schluß folgt.)

